

Liebe Mitglieder und Freunde des Bundes Freiheit der Wissenschaft,

Ende April fand in den Räumen der Hanns-Seidel-Stiftung in München die seit längerem angekündigte Tagung zum Thema „Talente finden – Begabungen fördern – Eliten bilden“ statt. Sie hatte etwa 140 Teilnehmer, die der Einladung der gastgebenden Lehrerverbände und des Bundes Freiheit der Wissenschaft gefolgt waren. Im Innern dieses Rundbriefes finden Sie einen ausführlichen Bericht unseres Mitglieds Dr. Till Kinzel. Erfreulich, daß sich auch viele Mitglieder des Bundes Freiheit der Wissenschaft in München eingefunden hatten!

Am Tag vor dieser Veranstaltung hatte der Bund Freiheit der Wissenschaft zu einem Gespräch über das unter dem Vorsitz von Dr. Reiner Schmitz erstellte „Manifest zur Bildungs- und Schulpolitik in Deutschland“ in den Münchner Presseclub eingeladen. Zwar hatten sich einige Interessierte eingefunden, jedoch fand das Gespräch nur im *Münchner Merkur* eine gewisse Resonanz. Vielleicht muß man marktschreierischer auftreten, wenn man Gehör finden möchte. Oder ist es so, daß nur Neues und Ausgefallenes Aufmerksamkeit erregt und solide Argumentation zu „hausbacken“ wirkt, um besonders berichtenswert zu erscheinen? Immerhin hatte Professor Dr. Hans Maier das Manifest der Presse vorgestellt und das Gespräch mit einigen sehr bedenkenswerten Sätzen eingeleitet. Dazu mehr im Innern dieses Rundbriefes (ab S. 4).

Im übrigen glauben wir, daß das Manifest in Verbänden und Institutionen und bei vielen Mitstreitern in der Bundesrepublik, die es erhalten haben, gut aufgenommen und als wichtige Unterstützung im Bemühen vieler um den Erhalt eines leistungsfähigen und humanen Schulwesens angesehen wird.

Am 12. Mai hat Josef Kraus, Vorstandsmitglied des BFW und Präsident des deutschen Lehrerverbandes, vor der Vereinigung der Freunde der CSU in Berlin zum Thema „Lebenslügen deutscher Schulpolitik – Wie Deutschland wieder eine Bildungsnation werden kann“ gesprochen. Gewohnt temperamentvoll hat der Redner die Abgründe der bildungspolitischen Entwicklung in Deutschland offengelegt und für seine schonungslose Analyse viel Beifall geerntet.

Einige Auszüge können Sie im Innern dieses Rundbriefes nachlesen. In vollem Umfang steht die mit viel Sarkasmus, entlarvender Ironie und Humor angereicherte Rede auf der Internetseite des Bundes Freiheit der Wissenschaft.

Die Frühjahrstagung des Deutschen Hochschulverbandes, der 64. DHV-Tag, fand in diesem Jahr am 24. und 25. März in Frankfurt am Main statt. Im Mittelpunkt der Tagung standen Fragen der Lehre. Die Tagung hatte das Thema: „Virtuelle Lernwelten in der Universität“. Natürlich wurde vor allem die Ambivalenz auch dieses Fortschritts herausgearbeitet. Es gab enthusiastische Zustimmung, strikte Ablehnung und vermittelnde Positionen – wie immer, wenn Neuerungen auf Gewohntes, Gemochtes und Bewährtes treffen (dazu mehr ab S. 6).

Ernst Nolte hat eine Rückschau auf sein Lebenswerk verfaßt. Sein Buch „Rückblick auf mein Leben“ erschien im Frühjahr 2014 bei Reinbek. In Hans Maiers Autobiographie („Böse Jahre, gute Jahre“, S. 172 der Taschenbuchausgabe von 2013) konnten wir lesen, daß Ernst Nolte der Namensgeber des Bundes Freiheit der Wissenschaft war. Till Kinzel stellt uns Ernst Noltens Buch vor (S. 7f.).

Am Samstag, dem 22. November 2014, findet turnusgemäß die nächste Mitgliederversammlung des Bundes Freiheit der Wissenschaft statt. Sie soll mit einer Vortragsveranstaltung verknüpft werden. Ort der Veranstaltung ist Düsseldorf. Einladungen mit Einzelheiten erhalten Sie beizeiten. Bitte, merken Sie sich den Termin schon einmal vor.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Winfried Holzapfel ■



Aus dem Inhalt

Bericht über die Münchner Tagung des BFW . . .	S. 2
Hans Maier über den Primat des Pädagogischen in der Schule	S. 4
Josef Kraus: Der Wert des Wissens	S. 5
Virtuelle Lernwelten in der Universität	S. 6
Rezensionen/Neuerscheinungen	S. 7
Leibniz-Institut in Bamberg	S. 12

Bericht über die Tagung „Talente finden – Begabungen fördern – Eliten bilden“ in München am 30. April 2014

Von Till Kinzel

In Kooperation mit der Hanns-Seidel-Stiftung, dem Deutschen Lehrerverband und der Arbeitsgemeinschaft Bayerischer Lehrerverbände veranstaltete der Bund Freiheit der Wissenschaft in München eine sehr gut besuchte Tagung zu einem zentralen Thema von Pädagogik und Schule, der Förderung von Begabungen und der Bildung von Eliten. Die Komplexität des Themas zeigte sich in den verschiedenen Beiträgen, die im folgenden näher vorgestellt werden, sehr rasch. Denn Talent, Begabung und Elite sind nicht einfach deckungsgleich. Unbestritten dürfte aber sein, daß es für eine moderne Gesellschaft aus verschiedenen Gründen unverzichtbar ist, allen Kindern die ihnen angemessene Förderung angedeihen zu lassen. Dazu gehört eben auch die Berücksichtigung besonders ausgeprägter Begabungen.

Eingangs machte der ehemalige bayerische Kultusminister und Vorsitzende der Hanns-Seidel-Stiftung, **Hans Zehetmaier**, darauf aufmerksam, daß Begabungen nichts Elitäres sind, wie die Linke lange weisgemacht habe (und es wohl mancherorts immer noch tut). Andererseits gehöre zu Begabungen auch eine besondere Verantwortung, denn wir seien auf die Leistungen der Eliten etwa in Handwerk, Wirtschaft, Forschung und Lehre angewiesen.

Der tags zuvor für weitere drei Amtsjahre als Präsident des Deutschen Lehrerverbandes bestätigte **Josef Kraus** ergänzte diese Gedanken mit einer Generalkritik an dem in Deutschland immer noch zu verkrampften Umgang mit dem Phänomen Elite; der Begriff stelle nach wie vor ein Reizwort dar. Es könne aber nicht sein, daß es allein in den Bereichen Sport und Musik legitim sei, von Eliten zu sprechen, in anderen essentiellen Lebensbereichen das Elitekonzept aber tabu sein soll. Auch Demokratie brauche Eliten (im Plural), und zwar solche, die sich durch Leistungen ausweisen und sich an ethischen Werten orientieren. Man dürfe deshalb sehr wohl ein Lob der Elite anstimmen, zumal es einen deutlichen Mehrwert durch Ungleichheit gebe (inequality surplus). In allen Schulbereichen sei es notwendig,



**Till Kinzel –
Berichterstatter
und Rezensent**

Elitenbildung durch Hochbegabtenförderung zu unterstützen. Schon der Philosoph Karl Jaspers habe bereits 1960 erklärt, die Demokratie schaufele sich selbst das Grab, wenn sie die Besten nicht zur Geltung kommen lasse.

Staatssekretär **Georg Eisenreich** aus dem zusammengelegten Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst plädierte in seinem Beitrag für einen breiteren Begabungsbegriff und erklärte es als Ziel der Politik, an allen Schulen und in allen Regionen des Landes die Hoch- und Vielseitigbegabten zu fördern. Er führte auf, welche Fördermöglichkeiten es in Bayern gibt, z. B. das Überspringen von Klassen, eine flexible Grundschule, sogenannte Pluskurse und Talentklassen, aber auch Kooperationen von Schulen und Hochschulen bei Unitagen oder der Möglichkeit des Frühstudiums.

Der in Eichstätt lehrende Philosoph **Walter Schweidler**, ein Schüler Robert Spaemanns, steuerte Überlegungen zum Thema „Gabe und Begabung: Zum Begriff der Elite aus philosophischer Sicht“ bei. Schweidler plädierte für die Förderung von Eliten, machte aber auch Gründe geltend, warum man dem Begriff gegenüber eine gewisse Scheu haben könne. Jedes Bildungssystem beruhe schon an sich auf dem Prinzip der Auswahl, wodurch auch von vornherein Bedingungen existieren, die nicht jeder Begabung gerecht werden können. Schweidlers weitausgreifende philosophische Ausführungen können hier nicht rekapituliert werden. Entscheidend ist das Plädoyer, die Macht der Auswahl bewußt wahrzunehmen, damit Schule der spezifischen Gabe des Menschen Raum geben kann, Begabungen zu entdecken und zu fördern.

Der Berliner Medientheoretiker **Norbert Bolz** präsentierte Überlegungen zur Elite aus soziologischer Sicht. Er zeigte sich als Anhänger der von Autoren wie Robert Michels und Vilfredo Pareto vertretenen Auffassung, daß sich in jeder Massendemokratie Oligarchien herantreiben, die indes nicht völlig stabil seien. Vielmehr gebe es tatsächlich eine sogenannte Elitenzirkulation. Die Notwendigkeit von Eliten erläuterte er dann am Beispiel des Siegeszuges der professionellen Propaganda unter Rekurs auf den Freud-Neffen Edward Bernays, die Quelle für das, was man heute PR nennt. Nach Bolz basiert die allgemeine Philosophie der westlichen Demokratien auf dem Grundsatz von Bernays, der im Grunde darin bestehe, daß die Leute nicht wüßten, was gut für sie sei. Eine Aufhebung der damit verbundenen Oligarchisierung der Demokratie, so Bolz, werde indes auch nicht durch die neuen Netzwerke etwa des Internets bewirkt, wie manche optimistisch erwartet oder erhofft hatten. Dennoch gebe es eine beachtliche Durchlässigkeit in

unserer Gesellschaft, es gebe hier keinen privilegierten Zugang zu den Führungskräften; in unserer Gesellschaft könne es jeder schaffen, meinte Bolz abschließend sehr plakativ.

„Eliten brauchen Geduld in der Schule“

Der Germanist **Peter J. Brenner** stellte in seinem Vortrag historisch-vergleichende Betrachtungen zum seiner Meinung nach unlösbaren Dilemma von Schule und Elite an, um auf das Gebiet der Praxis überzuleiten, in der sich auch philosophische und soziologische Reflexionen letztlich zu bewähren haben. Dazu berichtete er ausführlich über die Formen der Elitebildung im Nachbarland Frankreich, die mittels eines hochselektiven Systems betrieben wird, ohne jedoch nennenswerte gesellschaftliche Kritik zu erfahren. Brenner betonte, daß Begabung und Elite zweierlei sei, das man getrennt verhandeln müsse. Elite beziehe sich auf die gesellschaftliche Position von Menschen, während Begabung eine Sache des Einzelnen sei. Es sei auch oft so, daß die Eliten mitnichten begabt seien.

Schule, so Brenner, sei einerseits für alle da, dadurch entstehe aber andererseits das Problem, wie mit denen umzugehen ist, die mehr können und mehr leisten wollen als die anderen. Die Frage laute, wie man gemeinwohlorientierte Eliten heranbilden könne, die nicht nur sogenannte Kompetenzen haben, sondern auch etwas können, z. B. fremde Sprachen. Die Herausforderung bestehe darin, die potentiellen Eliten zu schützen, indem gute Leute im Bildungssystem entsprechende Angebote bekommen. Turbo-Eliten seien allerdings der falsche Weg, es bräuchte eine Verlangsamung – Eliten bräuchten Geduld in der Schule, so Brenners Fazit.

Reinhold Weiß vom Bundesinstitut für Berufsbildung stellte ausführlich die Möglichkeiten der Begabtenförderung in der beruflichen Bildung vor, unterfüttert mit vielen Statistiken. Im Bereich der beruflichen Bildung werde allerdings kaum der Begriff der Begabung verwendet. Gleichwohl besteht das Problem, wie man qualifizierten Nachwuchs für Ausbildungsberufe rekrutieren kann, zumal sich die Betriebe nicht mehr auf die Schulnoten verlassen, egal ob sie nun gut oder schlecht sind – Praktika sind daher von großer Wichtigkeit, um die Reife der Auszubildenden einschätzen zu können. Abschließend betonte Weiß, daß es für die Gewinnung qualifizierter Mitarbeiter letztlich auf die richtigen Signale des Beschäftigungssystems ankomme. Die Erhaltung der dualen Berufsausbildung sei eine wichtige Voraussetzung für den Fortbestand des Industriestandorts Deutschland.

Das Podium am Nachmittag, das von **Johan Schloemann** von der *Süddeutschen Zeitung* moderiert wurde, stellte verschiedene Ansätze zur Förderung von Begabten und Hochbegabten sowie zum Training von Eliten vor. Dazu lieferten Vertreter unterschiedlicher Institutionen Berichte aus der Praxis. **Karin Oechslein** vom bayerischen Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung stellte die Förderungsmöglichkeiten an bayerischen Schulen vor, während **Silke Rogl** vom Österreichischen Zentrum für Begabungsförderung und Begabungsforschung in Salzburg einen wichtigen Blick über den Tellerrand der deutschen Diskussionen ermöglichte. Rogl stellte einen mehrdimensionalen und systemischen Begabungsbegriff vor, der auch die Lernumgebungen in den Blick nimmt und dazu dienen soll, den Lehrerinnen und Lehrern Handwerkszeug (heute sagt man: ein tool) zur Verfügung zu stellen, mit dem spezifische Fördermaßnahmen entwickelt werden können.

Hans-Peter Niedermeier vom Institut für Begabtenförderung der Hanns-Seidel-Stiftung bot einen anschaulichen Bericht über die Möglichkeiten und Herausforderungen der Förderung von Studenten und Promovenden, Angesichts der insgesamt sehr geringen Fördermittel kann nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Studenten gefördert werden, was in besonderer Weise das Problem der Auswahl von Kandidaten aufwirft. Zumal die Stiftungen der politischen Parteien verlangen auch zwingend ein soziales Engagement, doch ist dies unter den Bedingungen der eng getakteten Studienmodule nach „Bologna“-Schema nicht mehr so leicht in den Lebenslauf zu integrieren.

Schließlich präsentierte der Geschäftsführer von Young Leaders, **Reinhard Werner**, die von diesem Unternehmen ohne Gewinnabsicht (das sich im Besitz einer Stiftung befindet) aufgelegten Programme, mit denen Jugendliche zwischen 15 und 22 Jahren in vielfältiger Weise gefördert werden sollen. Es gibt hier ein Engagement, das als Reaktion auf die Schülerbewegung der 1970er Jahre entstand, mit philosophischen Arbeitskreisen, die das christlich geprägte Menschenbild des Grundgesetzes vermitteln, mit einwöchigen Latein-Akademien, Debattierkongressen und ähnlichen Veranstaltungen. Das Unternehmen bzw. die es tragende Stiftung verstehe sich als Marktplatz für kontroverse Themen, die in der Gesellschaft strittig sind, etwa Gentechnik, zu denen sich aber angehende Führungskräfte verhalten müssen. Die Konzentration dieser Arbeit auf Jugendliche erwachse aus der Einsicht, so Werner, daß 80 Prozent derjenigen, die mit 16 oder 17 Jahren führen, dies auch später tun. Die Erziehung von Verantwortungseliten muß also hier ansetzen.

„Förderung auf Verdacht“

Unstrittig war bei alledem, daß alle Kinder ein Anrecht auf bestmögliche Förderung haben, weshalb der Gedanke der „Förderung auf Verdacht“, der auf der Tagung erwähnt wurde, auf jeden Fall Unterstützung verdient. Allerdings bedarf es auch dazu immer schon eines diagnostisch geschulten Blicks – und des nötigen Freiraums, damit Lehrer und Lehrerinnen überhaupt den Atem dafür haben, sich um diejenigen zu kümmern, die besondere Anregungen benötigen.

Winfried Holzapfel vom Bund Freiheit der Wissenschaft, der neben einer Reihe weiterer Mitglieder des Bundes an der Tagung teilnahm, wies abschließend darauf hin, daß es nicht genügt, nur auf die individuellen Begabungen zu achten, vielmehr müßten auch Bedingungen geschaffen werden, die unterstützend wirken. Des weiteren sei es auch Aufgabe der Schule, die besonders Begabten im Sinne sozialer Verantwortung zu erziehen – diese sollten nämlich nicht auf die weniger Begabten herabsehen und ihre sozialen Pflichten wahrnehmen. Es sei andererseits Sorge zu tragen, daß sie nicht in der Abgehobenheit ihrer Sonderbegabung vereinsamen. Es dürfe auch nicht übersehen werden, welche große Rolle der Zufall dabei spielen kann, ob jemand als Teil einer Elite wirken kann.

Die Beiträge der ertragreichen und gelungenen Tagung, auf der rege Diskussionen geführt wurden, werden in einer Broschüre veröffentlicht werden, auf die zu gegebener Zeit aufmerksam gemacht werden wird. Vorerst bleibt zu wünschen, daß die Sensibilisierung für Probleme der Begabtenförderung nachhaltig wirksam wird, so daß potentielle Leistungsträger nicht durch ein Absenken des Anforderungsniveaus ausgebremst werden und damit unter ihren Möglichkeiten bleiben (müssen). ■

Deutsche Gesellschaft für das hochbegabte Kind

Die Deutsche Gesellschaft für das hochbegabte Kind e.V. (DGhK) ist ein bundesweit tätiger gemeinnütziger Verein, der sich für die Förderung hochbegabter Kinder und Jugendlicher einsetzt. Er ist gegliedert in einen Bundesverein und 15 Regionalvereine. Der DGhK, gegründet 1978, gehören ca. 4.000 Mitglieder mit ihren etwa 10.000 Kindern aus allen sozialen Schichten an.

Internetauftritt: www.dghk.de

Postanschrift: Schillerstr. 4–5, 10625 Berlin

Hans Maier über den Primat des Pädagogischen in der Schule und den Rang der Muße

In das Pressegespräch über das Manifest des BFW zur Bildungs- und Schulpolitik am 29. April 2014 führte Hans Maier mit folgenden Worten ein:



**Hans Maier
beim Vortrag**

In der Zeit der Bildungsreformen entdeckte man die Lebensdienlichkeit der Schule neu. „Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben“, so hieß es. Das war ohne Frage ein weiterführender Gesichtspunkt – wird doch unser Lebensschicksal von den Jahren, die wir auf Schulbänken verbringen, aufs stärkste mitbestimmt. Ebenso unzweifelhaft hat aber auch die einseitige Orientierung der Schule auf die Zukunft hin, ihre In-Pflicht-Nahme für den sozialen Wandel, für die Gesellschafts- und Sozialpolitik das P ä d a g o g i s c h e in ihr deutlich zurücktreten lassen. Die Schule verlor ihr Eigenrecht, die Bildung, die sie vermittelte, war kein Selbstzweck mehr, kein unmittelbar erfahrbares, gegenwärtiges Glück. Alles wurde in den Dienst der Lebenspraxis gestellt. Schule wurde zur Präparandenanstalt für künftiges Leben – und dieses Künftige lag ganz und gar außerhalb ihrer Zuständigkeiten. Man fragte: Was bedeutet Schule für die Zeit danach, für die berufliche und soziale Entfaltung, für den Aufstieg, für das Lebenszeiteinkommen? Ganz aus dem Blick geriet die Kurzzeitperspektive: Was bedeutet diese Stunde, dieser Lehrer, die Begegnung mit Mitschülern, diese Erfahrung – was bedeutet dieser eine, einzige, pädagogische Augenblick?

Schulen können langweilige und furchterregende – sie können aber auch anregende, anziehende Orte sein – Orte, die man nicht vergißt. Jean Paul hat bezüglich seiner eigenen, höchst bescheidenden Schule von der „Seligkeit des Miteinanderhausens“ und „Ineinanderwohnens“ gesprochen. „Alles Lernen war mir Leben“ (Selberlebensbeschreibung). Ist es nicht gerade das, was der Schule in den letzten Jahrzehnten, bei allem wissenschaftlich-spezialistischen Zugewinn und aller neu erworbenen sozialen Einzugsbreite, verloren ging? Ist sie nicht in dieser Hinsicht geradezu enteignet worden?

In einer Rede zum Jubiläum des Schulmuseums Nürnberg am 25. Oktober 2010 mit dem Thema „Zeitspiegel Schule“ entwickelte Hans Maier diesen Gedanken weiter und schloß die Rede mit folgenden Überlegungen:

Josef Kraus über den Wert des Wissens und gebildete Eliten

„Umfassendes Wissen ist ein großes Stück Freiheit“

Im Kontrast zur angesagten Kompetenzpädagogik ist eine Renaissance des konkreten Wissens und Könnens angesagt.

Weil es sehr viel, ja unendlich viel Wissen gibt, das sich nicht überholt. Das kleine und das große Einmaleins hat eine unendliche Halbwertszeit. Das gleiche gilt für historische Fakten, für naturwissenschaftliche Grundgesetze, für die große Literatur, für anthropologische Grundtatsachen. Und sogar englische Vokabeln haben eine Halbwertszeit von ein paar hundert Jahren, lateinische ohnehin.



Josef Kraus

Weil breites Wissen die unerläßliche Voraussetzung für Innovationsfähigkeit und Erfindungsreichtum ist. Franz E. Weinert, bis 1998 Direktor des Max-Planck-Instituts für psychologische Forschung, brachte es auf den Punkt: Breites Wissen ist die Voraussetzung für anspruchsvolles Denken, Urteilen und Handeln. Und breites Wissen in konkreten „Wissensdomänen“ ist die Voraussetzung für fachübergreifende Zusammenschau. Im übrigen: Je mehr ich weiß, desto mehr ergibt das eine Struktur, in die Neues mit wenig Lernaufwand eingefügt werden kann.

Weil Wissen bzw. *umfassendes Wissen ein großes Stück Freiheit* ist. Denn: „Wer nichts weiß, muß alles glauben“ (Marie von Ebner-Eschenbach). Deshalb ist der unwissende, der mit Halbwissen oder gar Lügen manipulierte Mensch das Ziel totalitärer Systeme – totalitärer Systeme, die alles mögliche weismachen wollen und die alles – total – vorgeben und reglementieren wollen: eben auch Vorurteile. Nicht umsonst nennt Orwell in seiner totalitären Vision „1984“ folgende drei Wahlsprüche des Wahrheitsministeriums (des „Miniwahr“). Sie lauten: Krieg bedeutet Frieden; Freiheit ist Sklaverei; und: Unwissenheit ist Stärke! Fehlt solides Wissen, wird aus Urteilen zu leicht pure Meinung.

In diesem Sinne ist auch Theodor W. Adorno mit seiner „Theorie der Halbbildung“ (1959) zu verstehen. Dort wendet sich Adorno gegen eine bloße „ephemere Informiertheit“. Ferner hält er fest, das Halbverstandene sei nicht die Vorstufe der Bildung, sondern ihr Todfeind.

Weil es nicht reicht, die Methode des „Downloadens“ von „Just-in-time-Wissen“ zu beherrschen. Deshalb bin ich auch nicht der Meinung, Bildung müsse computerisiert

Die Schule – ich greife auf den Anfang zurück – ist nicht nur bedeutsam für „die Zeit danach“, für die berufliche und soziale Entfaltung, den Aufstieg, die Leistung, die Lebensbewältigung. Schule ist auch ein Wert an sich. Sie hat ihr Eigenleben. Lange bevor es die Schule als öffentliche Institution gab, gab es schon die Schule als Muße: als freies Bündnis, in dem sich Lehrende und Lernende zusammenfanden. Das europäische Urwort für Schule – *schole, schola* erinnert noch heute an diesen Ursprung. Es heißt ja nichts anderes als Muße. Schule erzieht nicht nur fürs Leben – sie bildet auch einen Raum des Zweckfreien, Musischen, des Spiels, der Kreativität, den man ins spätere Leben mitnehmen, den man in kritischen Situationen nutzen kann.

Ich habe vorhin das römische Sprichwort „*Non scholae sed vitae discimus*“ – wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben – zitiert, das in der Zeit der Bildungsreform so große Bedeutung gewann. Aber dieses Sprichwort hieß ursprünglich genau umgekehrt: *Non vitae sed scholae discimus*. Das könnte man übersetzen mit den Worten: Wir lernen um der Muße, um der Bildung willen – und erst in zweiter Linie im Hinblick auf die Lebenspraxis. Denn diese Lebenspraxis kann vielgestaltig sein, sie folgt keinem schulischen Postulat, sie bietet von sich aus keine Orientierung – während Muße, Spiel, Bildung sich unter den verschiedensten Lebensumständen als Richtpunkt für die Lebensführung bewähren können. Bildung ist ja, nach einer klugen Definition, das, was übrig bleibt, wenn wir alles vergessen haben, was wir einmal lernten.

Lernen wir also für die Schule oder für das Leben? (Oder lernen wir, wie Spötter meinen, am Ende „für die Katz“?) Die Spannung ist nicht einfach aufzulösen. Immer wieder wird das Leben gegenüber der Schule sein Recht verlangen. Immer wieder muß aber auch die Schule – die Muße – gegenüber dem Leben ihre Eigenständigkeit verteidigen. Glückliche jene Pädagogen, die es vermögen, diese Spannung auszuhalten, ja sie für die schulische Arbeit fruchtbar zu machen. Denn aus dieser Spannung lebt alle Bildung, die diesen Namen verdient.

Wir lernen für das Leben – aber für eines, in dem auch die Muße ihren Platz hat. Und wir lernen in einer Schule, die nicht ein Vorspiel des Lebens ist, sondern ein Stück Leben selbst – gestaltet von Schülern und Lehrern im täglichen Umgang miteinander. Schulen sind Individuen. Mit Schulen kann man Glück haben, in Schulen kann man glücklich sein. An dieses Unverwechselbare der Schule zu erinnern, an ihre eigene, von niemand geliebene Individualität – das ist vielleicht die vornehmste Aufgabe eines Schulmuseums.

werden. Natürlich müssen wir unseren Leuten den Umgang mit dem Computer beibringen – vor allem den kritischen (griech. „kritein“ heißt unterscheiden). Unsere jungen Leute brauchen dazu aber auch Vorratswissen, um Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden zu können. Ansonsten gilt für mich der Grundsatz: Wer sich in einem Buch, in einem Lexikon, in einer Bibliothek nicht auskennt, der kennt sich auch im Internet nicht aus.

„Ich wünsche uns gebildete Eliten“

Was nicht alle sind, darf keiner sein. Was nicht alle haben, darf keiner haben. Was nicht alle können, darf keiner können. Also soll es offenbar – außer im Sport und in der Musik - keine Elite geben. Nur Häuptlinge und keine Indianer – das funktioniert aber nirgends. Deshalb geht es nicht ohne Auswahl der Fähigsten, ohne eine Auswahl, wie sie ja im lateinischen Wort „eligere“ (= „auswählen“) zum Ausdruck gebracht wird.

Demokratie als Diktat des Durchschnitts, das kann es nicht sein. Aus Demokratie darf kein „Konvent von ungefähr gleich Unwissenden“ werden. In „Die Verachtung der Massen“ hat Sloterdijk 1999 davor gewarnt.

Wer legitimerweise die herrschende Minderheit ist, darüber gilt es zu streiten. Bloße Macht-Elite oder blanker Geldadel kann es nicht sein. Bloße Funktionselite darf es auch nicht sein, denn wertfreie Eliten sind keine Eliten. Eine Leistungs- und Verantwortungselite muß es sein, die zugleich Reflexions-, Werte- und Vorbild-Elite ist.

Vor diesem Hintergrund kann selbst Ungleichheit gerecht sein – nämlich dann, wenn Elite allen nützt, wenn das Handeln von Eliten zu einem „inequality surplus“, einem Mehrwert führt. Daß zwanzig Prozent der Deutschen siebenzig Prozent der Steuern zahlen, ist insofern korrekt. Wir brauchen zudem ein Verständnis von Elite, bei dem die Gedanken des Dienens, des Respekts und des Takts eine maßgebliche Rolle spielen. Das gilt zumal für Macht-Eliten, deren Spitzen „Minister“ (von lateinisch „ministrare“ = dienen) heißen. Plakativ könnte man sagen:

- Elite heißt Verdient-Machen durch „öffentlichen Dienst“, durch ein „Ethos des Dienstes am Gemeinwohl“ (Max Weber);
- heißt, „Treuhand“ der Allgemeinheit (Kaltenbrunner) zu sein.

Wie aber Eliten gewinnen? Hier spielen Erziehung und Bildung eine große Rolle – das muß man wieder sagen dürfen!

Oberstudiendirektor Josef Kraus wurde am 29. April dieses Jahres in München für weitere drei Jahre zum Präsidenten des Deutschen Lehrerverbandes gewählt. Der 65jährige Schulleiter des Maximilian-von-Montgelas-Gymnasiums in Vilsbiburg bei Landshut, der den Verband in der Nachfolge von Clemens Christians seit 1987 leitet, wurde einstimmig gewählt.

Der Berliner Vortrag ist in voller Länge auf der Website des BFW unter dem Datum vom 27. Juni 2014 zu finden. ■

Wie lehren Hochschullehrer? – Professoren sprachen über Chancen und Gefahren der digitalen Lehrformate

„Virtuelle Lernwelten in der Universität“ war Thema des 64. DHV-Tages in Frankfurt am Main.

Der Deutsche Hochschulverband (DHV) hat dazu aufgerufen, behutsam und realistisch die Chancen und Risiken abzuwägen, die durch die voranschreitende Digitalisierung auf die Hochschullehre zukommen. Insbesondere Massive Open Online Courses (MOOCs) könnten ein wichtiger und künftig noch wichtiger werdender Teil universitärer Lehre sein. Traditionelle und „digitale“ Lehre seien kein Gegensatz. „Sie können und sollen sich gegenseitig ergänzen und bereichern“, erklärte der Präsident des DHV, Professor Dr. Bernhard Kempen.

Lehrformate im Dienst der Forschung

Auch digitale Lehrformate müßten zuerst dem Erhalt und der Verbesserung der wissenschaftlichen Qualität von Forschung und Lehre dienen. Wirtschaftliche Interessen, die mit der Etablierung von Online-Plattformen verbunden seien, müßten demgegenüber nachrangig bleiben. „Die wesentlichen Ziele einer universitären Bildung durch Wissenschaft, die Fähigkeit zu selbständigem Urteil und Kritik sowie die Bildung der Persönlichkeit, gelten unabhängig vom Lehrformat. Lehrformate sind stets als Mittel und nicht als Inhalt universitärer Bildung zu verstehen“, betonte Kempen.

Menschliche Begegnung unersetzlich

Zum Erhalt wissenschaftlicher Qualität bedarf es nach Auffassung des DHV auch weiterhin der persönlichen Beziehungen zwischen Dozenten und Studie-



**Bernhard
Kempen**

renden. „Digitale Lehre kann die menschliche Begegnung zwischen Lehrendem und Studierenden sowie der Studierenden untereinander nicht ersetzen“, ergänzte Kempen. „Erkenntnis gewinnt man vor allem im Dialog, im unmittelbaren Austausch und in der Begegnung von Lehrenden und Lernenden.“ Deshalb bleibe die physische Präsenz für die Motivation nicht nur der Lernenden, sondern auch der Lehrenden unersetzlich. Universitätsprofessoren ließen sich nicht auf die Rolle eines Moderators oder eines beratenden Tutors reduzieren.

Online-Kurse sind nach Einschätzung des DHV insbesondere dazu geeignet, Faktenwissen zu vermitteln. „Das bloße Bereitstellen elektronisch abrufbarer Informationen ist allerdings noch keine akademische Lehre“, gab Kempen zu bedenken. „Digitale akademische Lehre bedarf vielmehr einer besonderen, zielgruppenspezifischen didaktischen Gestaltung“. Da nur eine Lehre, die sich ständig aus der Forschung erneuert, als wissenschaftliche Lehre bezeichnet werden könne, bedeute dies für Lehrformate wie MOOCs, daß sie in gleicher Weise wie Vorlesungen der ständigen Revision und Fortentwicklung unterliegen müßten.

Veränderung des Berufsbildes des Hochschullehrers

Mit der voranschreitenden Digitalisierung sei eine Veränderung des Berufsbildes des Hochschullehrers verbunden. „Die Befähigung zu guter wissenschaftlicher Lehre wird zukünftig mehr als bisher auch die Kompetenz umfassen, Medien sinnvoll einzusetzen und sich als Lehrender in anderen Formen als der Präsenzvorlesung zu präsentieren“, so Kempen. Dabei gelte es, die Rechte des Hochschullehrers als Urheber digitaler Lehrformate zu schützen. Aus der grundgesetzlich verbürgten Freiheit von Forschung und Lehre, die auch die Lehrmethode umfasse, ergebe sich, daß Art und Umfang des Einsatzes digitaler Lehrformate ausschließlich in der Entscheidung des einzelnen Hochschullehrers liege. Außerdem müßten beispielsweise die extrem zeitaufwendige Konzeption und Herstellung eines MOOCs auf das Lehrdeputat des einzelnen Universitätslehrers in angemessenem Umfang angerechnet werden können.

Zusätzliche Mittel erforderlich

Angesichts der Ausgaben, die mit der Entwicklung und Etablierung digitaler akademischer Lehre für die Universitäten verbunden seien, forderte Kempen Bund und Länder dazu auf, den Hochschulen zusätzliche Mittel für Anschaffung, Pflege und Weiterentwicklung moderner Kommunikationstechnologien zur Verfügung zu stellen. „Das Kalkül, mit Hilfe von digitaler Lehre zu Einsparungen in den Hochschulhaushalten zu gelangen, geht nicht auf“, so Kempen abschließend. „Gute digitale Lehre setzt didaktische Aufbe-

reitung und Interaktivität voraus. Das ist personal-, zeit- und kostenintensiv. Zum Nulltarif wird es qualitativ hochwertige digitale Lehre nicht geben.“ ■

Professor Dr. Bernhard Kempen ist bei der Mitgliederversammlung des Deutschen Hochschulverbandes in Frankfurt am Mai in seinem Amt als Präsident eindrucksvoll bestätigt worden. Der 54jährige Jurist ist Professor für Staatsrecht, Völkerrecht und Internationales Wirtschaftsrecht an der Universität zu Köln. Er ist seit 2004 Präsident des Deutschen Hochschulverbandes.

„Hochschullehrerin des Jahres“

Professorin **Dr. Anne Bohnenkamp-Renken**, Direktorin des Freien Deutschen Hochstifts und des Goethe-Hauses in Frankfurt am Main und Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Frankfurt, wurde beim Gala-Abend des Deutschen Hochschulverbandes im Rahmen seiner Jahrestagung in Frankfurt am Main die Auszeichnung „Hochschullehrerin des Jahres“ verliehen. Mit ihrem beispielhaften persönlichen Einsatz für die Errichtung eines Deutschen Romantik-Museums in Frankfurt am Main habe sich Bohnenkamp in herausragender Weise um das Ansehen ihres Berufsstandes in der Öffentlichkeit verdient gemacht. Die Literaturwissenschaftlerin wirke beispielhaft in und für die Gesellschaft und engagiere sich öffentlich weit über die Grenzen des eigenen Fachs hinaus. – Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert. ■



Anne Bohnenkamp-Renken

Rezensionen/Neuerscheinungen

Ernst Nolte, Rückblick auf mein Leben und Denken

Reinbek/München: Lau Verlag, 2014.
240 S., geb., ISBN 978-3-95768-023-5.
Euro 27,90



**Ernst Nolte im
Herbst 2004**

Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Berliner Historiker Ernst Nolte (*1923) als den umstrittensten deutschen Historiker des späten 20. Jahrhunderts bezeichnet. Denn kein anderer Historiker hat ein Werk vorgelegt, das so kontrovers diskutiert wurde, nämlich vor allem im sogenannten Historikerstreit, der heute selbst schon Geschichte geworden ist. Dieser Histo-

rikerstreit endete im Grunde mit der akademischen Ausgrenzung Noltes, weil seine Gegner auf ganzer Linie den Sieg davontrugen und die Stigmatisierung Noltes fortan zum guten Ton gehörte. Noltes Thesen über den Zusammenhang von Bolschewismus und Nationalsozialismus, den er in dem Begriff des „kausalen Nexus“ zu fassen suchte, stieß auf heftigen Widerspruch. Denn seine Gegner unterstellten Nolte die böse Absicht, er wolle die Verbrechen der Nationalsozialisten „relativieren“, indem er sie in den größeren geschichtlichen Kontext der Moderne und ihrer Ideologien einbettete. Der Vorwurf der Relativierung war jedoch insofern ungerecht (und ging daher auch an der Sache vorbei), als Nolte selbst in seinen früheren Arbeiten die Singularitätsthese in bezug auf die nationalsozialistischen Verbrechen entschieden verteidigt hatte. Und historische Kontextualisierung muß keineswegs zu einer moralischen Relativierung führen, auch wenn dies schlichteren Gemütern so erscheinen kann.

Wie immer man Noltes Interventionen und Thesen im einzelnen bewerten mag – man wird nicht abstreiten können, daß Nolte in seinem Werk von einem außerordentlich starken Willen beseelt war, das zu verstehen, was die Aktivisten des geschichtlichen Geschehens angetrieben hat, hier also vor allem die Vertreter des Bolschewismus und des Nationalsozialismus. Ernst Nolte ist ein Geschichtsdenker von einiger Originalität, der die schnöde Mißachtung und Ausgrenzung durch den wissenschaftlichen Betrieb in Deutschland nicht verdient hat. Angesichts der bis heute wirksamen politischen Korrektheit, der auch viele Professoren ihren freiwilligen oder unfreiwilligen Tribut zollen, ist es beeindruckend, mit welcher Konsequenz Nolte auf seinem Recht bestand, Fragen zu stellen, die sich auf die wichtigsten Themen nicht nur der deutschen, sondern der europäischen und globalen Geschichte beziehen. Dies gilt auch und gerade dann, wenn man sowohl methodische als auch stilistische Einwände gegen manche von Noltes Gedankenexperimenten hat. Denn oft sind gerade in teils komplizierten und voraussetzungsvollen Fragen Noltes die größten Schwierigkeiten verborgen – auch jene, die sich Nolte damit selbst bereitete.

Die vorliegende Autobiographie Noltes ist gleichsam der Schlußstein seines imposanten Lebenswerkes. Sie bietet in konzentrierter Form einen guten, wenn auch manchmal knappen Überblick über den Werdegang des Historikers und Geschichtsdenkens Nolte, von ersten Kindheitserlebnissen über das Studium bei Heidegger, die Teilnahme am „Grünwalder Kreis“ und die ersten Forschungen zum Faschismus bis hin zu den späteren Kontroversen und dem

späten Hauptwerk „Historische Existenz“, das indes Nolte zufolge nicht als ein solches Hauptwerk erkannt worden war. Noltes Laufbahn dürfte wohl anders ausgesehen haben, hätte er tatsächlich wie geplant (und von Heidegger vorgeschlagen) über Plotin eine Dissertation geschrieben und nicht über Marx und den Deutschen Idealismus. Nolte läßt die Kontroversen des Historikerstreits und andere Auseinandersetzungen knapp Revue passieren (Habermas wird nur kurz gestreift), schildert verschiedene Phasen der Geschichte, darunter auch die Erlebnisse der 68er-Zeit in Marburg sowie die Gründung des Bundes Freiheit der Wissenschaft, an der Nolte maßgeblich beteiligt war. Nolte skizziert das starke Interesse, das man seinen Thesen und Themen in Italien entgegenbrachte, so daß einige seiner späten Bücher sogar zuerst in italienischer Übersetzung herauskamen. Auch der bemerkenswerte 3sat-Film über Nolte, den Andreas Christoph Schmidt drehte, wird thematisiert, wenn auch Nolte festhält, daß das vom Film ausgelöste Echo eher schwach war (Freiheit der Wissenschaft berichtete allerdings damals davon; siehe fdw 2/2006, S. 30; online: www.bund-freiheit-der-wissenschaft.de/fdw/fdw_juni_06.pdf). Und schließlich berichtet er unter der Überschrift „Der Abschwung“ von der vielleicht etwas überraschenden neuen Beschäftigung mit Islam und Islamismus, für die Nolte sogar den Versuch machte, Arabisch zu lernen, sowie von den eher lockeren Reflexionen zu „seinem“ Thema des Weltbürgerkriegs im 20. Jahrhundert.

Das konzise Buch kann als aufschlußreiche Ergänzung der bisherigen Monographien zu Nolte von Volker Kronenberg und Siegfried Gerlich betrachtet werden. Es schließt mit einer Liste seiner wichtigsten Bücher und einiger Rezensionen von Ernst Nolte in dem Jahrbuch „Extremismus & Demokratie“. Da Nolte die Kontroversen um seine Thesen und Bücher immer direkt aufgreift und die von anderen geäußerte Kritik auch und gerade an seinen letzten Publikationen erwähnt, kann jeder Leser sich ausgehend von diesem Rückblick daran machen, sich jenseits der oftmals festgefahrenen Klischees ein eigenes Bild von der Leistung des Historikers und des Geschichtsdenkens Ernst Nolte zu machen.

Till Kinzel ■

Die Aktualität George Orwells und Aldous Huxleys

Zwei Essays des Göttinger Anglisten Heinz-Joachim Müllenbrock laden zum Wiederlesen der beiden Klassiker ein:

Heinz-Joachim Müllenbrock, George Orwell – aktueller denn je (Uni im Café 4), Marburg: Verlag Blaues Schloß, 2013. 43 S., ISBN 978-3-943556-20-9, Euro 7,95

Heinz-Joachim Müllenbrock, Aldous Huxley. Ein englischer Intellektueller als Kritiker seiner Zeit (Nebensachen und Seitenblicke 12), Marburg: Basiliken-Presse, 2014. 37 S., 978-3-94136-544-5, Euro 12,00

Auch literarische Werke können einen welterschließenden Charakter haben. Dies gilt vor allem von satirischen Werken, aber auch Utopien und Anti-Utopien, die sich satirischer Mittel bedienen, können helfen, die Welt, in der wir leben, besser zu verstehen. Denn sie bieten eine Art Kontrastfolie, vor der sich die Züge unserer eigenen Wirklichkeit abheben – im positiven wie eben auch im negativen Sinne. Literatur vermag so anschaulicher und plastischer als mancher theoretische Text Bilder zu schaffen, die zeigen, wie die Welt in mancher Hinsicht ist bzw. wie sie nicht sein sollte.

Der emeritierte Göttinger Anglist Heinz-Joachim Müllenbrock, der sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten intensiv mit den Wechselwirkungen von Literatur und Politik befaßt hat, liest in den hier anzuzeigenden Publikationen zwei Klassiker der englischen Literatur des 20. Jahrhunderts unter diesem aktuellen Gesichtspunkt. Es handelt sich um George Orwells Roman 1984 und Aldous Huxleys *Schöne neue Welt*, beides Texte, die lange als Schullektüre überdauert haben.

Nun wird George Orwells (1903-1950) bekannter Roman, nachdem es um das Jahr 1984 und im Zuge der damaligen Volkszählung noch zu einer gewissen Renaissance der Vorstellung eines Orwellschen Überwachungsstaates kam, heute eher als ein zeitbedingter Roman gelesen, nachdem die Großtotalitarismen des 20. Jahrhunderts in Form von Nationalsozialismus und Kommunismus der Vergangenheit angehören. Gleichwohl kann Orwells Roman mit seiner scharfen Konturierung einer totalitären Gesellschaft mit ihrer Gleichschaltung und Gesinnungskontrolle, vor allem aber auch mit ihrer Sprachmanipulation des „Newspeak“, einer Art politisch korrekten Sprache, zu einer Sensibilisierung für Unterdrückungsmechanismen beitragen. Und das gilt auch dann, wenn Einschränkungen der Freiheit nicht von einem totalitären Machtapparat vorgenommen werden, sondern auf den subtileren Wegen einer „gelenkten Demokratie“.

Aus dem reichhaltigen Werk Aldous Huxleys (1894-1963), das sich über viele Gattungen erstreckte, sieht Müllenbrock vor allem *Brave New World* (*Schöne neue Welt*) als Werk von literaturgeschichtlichem Rang, das übrigens kürzlich endlich in einer neuen deutschen Übersetzung von Uda Strätling vorgelegt wurde (Fischer Verlag, 2013). Müllenbrock würdigt Huxley als scharfsinnigen Diagnostiker unserer von Wissenschaft und Technik geprägten Welt. Er zeigt, wie bereits der Essayist Huxley die Themen der Zivilisations- und Gesellschaftskritik entwickelt, die dann für seinen

anti-utopischen Roman bestimmend werden sollten. Huxleys Kritik an einer naiven Vorstellung von Begabungsgleichheit aller Menschen zeugt davon ebenso wie seine Analyse, daß die von Technik bestimmte Gesellschaft den Menschen zu dehumanisieren drohe. Selbst die Freizeit sei inzwischen mechanisiert, so daß sich die Menschen nicht mehr selbst beschäftigen, sondern sich passiv von der Unterhaltungsindustrie bespaßen lassen. Huxley richtet sich somit gegen eine platte Unterhaltungskultur, von der wir heute mehr als genug Anschauungsunterricht haben. Auch die bewußtseinsprägende Macht der Medien stellt einen wichtigen Kritikpunkt von Huxleys Anti-Utopie dar.

Der Slogan von Huxleys literarisch evoziertem Weltstaat ist einerseits „Gemeinschaft, Identität, Stabilität“, was als Verkehrung der Prinzipien der Französischen Revolution verstanden werden kann. Die Attraktivität autoritärer Ordnungsstrukturen mit ihrer vermeintlichen Sicherheit und Geborgenheit wird von Huxley zudem mit der Formel „Bequemlichkeit/Komfort und Glück“ verknüpft, was nicht von ungefähr an den Typus des „letzten Menschen“ bei Nietzsche erinnert, von denen es heißt, sie blinzelten und sagten, sie hätten das Glück erfunden. Schließlich erinnert Müllenbrock in seinem Essay daran, daß auch die neuen - und zukünftig sicher noch in ungeahnte Bereiche expandierenden – Möglichkeiten der körperlichen und mentalen Stimulation, Manipulation und „Optimierung“ Huxleys Buch zu einem Schlüsselwerk machen, dessen Lektüre für das Verständnis unserer eigenen Lage im 21. Jahrhundert noch manche Anregung bereithält. Nicht zuletzt wird man auch für die schulische Bildung hoffen müssen, daß dort weiterhin literarische Werke einen bedeutenden Platz im Lehrplan einnehmen werden, um den nachwachsenden Schülern einen Ahnung davon zu vermitteln, was Freiheit für den Menschen bedeutet.

Till Kinzel ■

Heinrich Meier, Politik und Praktische Philosophie.

Gedenkrede auf Wilhelm Hennis (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte 76), Berlin: Duncker & Humblot, 2014. 30 S., ISBN 978-3-428-14291-0, Euro 9,90

Der Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis (1923-2012) gehörte zu den wichtigsten Vertretern seiner Zunft in der Bundesrepublik. Nach seiner Dissertation zum Souveränitätsbegriff in der Staatsrechtslehre gehörte er zu den Neugebäuern der Politikwissenschaft als einer praktischen Wissenschaft im Gefolge des Aristoteles und seiner Konzeption

einer Praktischen Philosophie. Er machte sich außerdem um die Rezeption von Denkern wie Leo Strauss, Michael Oakeshott oder Bertrand de Jouvenel verdient, deren Werke er in den sechziger Jahren herausgab. Hennis war der Prototyp des leidenschaftlich engagierten Wissenschaftlers, was sich nicht zuletzt auch daran zeigte, daß Hennis 1970 zu den Gründungsmitgliedern des Bundes Freiheit der Wissenschaft gehörte. In diesem Zusammenhang ist besonders auch seine präzise und scharfsinnige Kritik am Ideologem der „Demokratisierung“ zu nennen, wie auch seine Charakterisierung der Habermas'schen Formel von „Legitimitätsproblemen im Spätkapitalismus“ als „Denunziationsformel“ sogenannt kritischer Politologie, die sich gegen den bürgerlichen Staat richtete (siehe Wilhelm Hennis: Politikwissenschaft und politisches Denken, Tübingen 2000, S. 250).

Heinrich Meier, der bei Hennis mit seiner kritischen Edition und Übersetzung von Rousseaus Diskurs über die Ungleichheit promoviert wurde und wichtige Arbeiten zu Leo Strauss, Carl Schmitt und Rousseau vorgelegt hat, bietet nun in seiner Gedenkrede auf Hennis eine konzise Würdigung der Leistung von Hennis, die ganz auf den Bürger und seine Rolle im Gemeinwesen ausgerichtet war. Hennis erscheint bei Meier als großer Lehrer, der uns lehren kann, wie Politik als praktische Wissenschaft zu verstehen sei. Hennis' Praktische Wissenschaft der Politik wird hier zugleich auch von dem abgegrenzt, was Meier als Politische Philosophie begreift. Hennis rezipierte zwar die praktische Philosophie des Aristoteles und einiger seiner Nachfolger, doch entwickelte er zugleich eine Distanz zur Philosophie im vollen Sinne, die mit seiner Ablehnung der Theorie einherging. Dies war zudem verbunden mit Hennis' Kampf gegen die Sophistik seiner Zeit, die er nicht wie Platon von der Philosophie her ablehnte (man denke an Reinhart Maurers Habermas-Kritik mittels der Formel „Habermas ist Protagoras“), sondern auf der Basis einer durchgängigen Skepsis gegenüber aller Projektmacherei, allem Szientismus und deduktiv-theoretischer Kritik. Hinter den zeitgeschichtlichen Kontroversen der siebziger Jahre, die Hennis und Habermas in gegnerischen Lagern sahen, lasse sich aber, so Heinrich Meiers wichtiger Hinweis, auch eine tieferliegende Gemeinsamkeit nicht verbergen. Diese bestehe darin, daß beide Politikdenker von unterschiedlichen gedanklichen Voraussetzungen her am unbedingten Primat der praktischen Vernunft festhielten – was wiederum bedeutet, daß keiner von beiden zur Politischen Philosophie vorstieß.

Um so überraschender mußte es sein, daß Hennis in den letzten Jahrzehnten in eine inzwischen in drei Bänden gesammelt vorliegende intensive Auseinandersetzung mit einem zentralen Denker der Moderne, Max Weber, eintrat (zu-

letzt: Max Weber und Thukydides, 2003). Für Hennis wurde das Erlebnis der Weber-Lektüre so bedeutsam, daß er im Bestreben, Weber besser zu verstehen, selbst den verpönten Nietzsche aus dem „Giftschrank“ nahm. In dieser Auseinandersetzung erblickt Meier das von Hennis erlebte „Glück der Erkenntnis“, das weit mehr ist als die Freude über diese oder jene Entdeckung. In gewissem Sinne eröffnet dieses Glück der Erkenntnis über Hennis hinaus die Möglichkeit eines Philosophierens, das den Vorrang der Theorie (im klassischen Sinne) vor der Praxis einschließt.

Hennis' leidenschaftliches Engagement führte ihn in der letzten Phase seiner Wirksamkeit nicht nur zu Max Weber; auch seine Kritik am Parteienstaat wurde stärker – und insbesondere Helmut Kohl wurde zur Zielscheibe seiner Kritik. Wie auch immer man im einzelnen zu den aus der jeweiligen zeitgeschichtlichen Situation resultierenden Positionierungen Hennis' stehen mag – es dürfte außer Frage stehen, daß ein freiheitliches Gemeinwesen davon lebt, daß es streitbare Geister wie Hennis gibt, die Einsicht mit Leidenschaft paaren. Denn ohne sie – wo sind sie im heutigen Deutschland zu finden? – stagniert nicht nur das geistige, sondern auch das politische Leben.

Till Kinzel ■

**Alfons Schweiggert,
Der Mann, der mit Ludwig II. starb:
Dr. Bernhard von Gudden, der Gutachter
des bayerischen Königs**

Husum, 2014, 224 S., Bildteil S. 113-120, diff. Literaturverzeichnis, ISBN 978-3-89876-723-1, Euro 16,95

Der Zufallsfund der Totenmaske Dr. Bernhard von Guddens (1999) regte den Leiter des Städtischen Museums Rosenheim, Walter Leicht, an, sich 2011 an Alfons Schweiggert (*1947) zu wenden, der sich in den Jahren 1995 bis 2012 einen Namen als Fachmann zur Biographie König Ludwigs II. von Bayern gemacht hatte. Als Kurator der Ausstellung im Maierhof des Klosters Benediktbeuren (15. Mai bis 17. Juli 2014) hat Alfons Schweiggert den vorliegenden, brillanten Buchkatalog verfaßt.

Die Totenmaske von Guddens steht im Zentrum der museumsdidaktisch akribisch vorbereiteten Präsentation von 80 Bildtafeln, ergänzt durch Einzelobjekte aus dem Leben des Arztes sowie einer filmischen Dokumentation, die hilft, Leben und Wirken des 1824 in Kleve (Niederrhein) geborenen und mit König Ludwig II. im Starnberger See am 13. Juni 1886 zu Tode gekommenen, für seine Zeit fortschrittlichen Fachvertreters der Psychiatrie als „Neuroanatom“ nachzuzeichnen.

Band und Ausstellung beschränkt die Persönlichkeit nicht auf die „sechs Tage“ im Juni 1886, an denen sich das Meinungsbild bisher erheblich widersprochen hat und gelegentlich zur „Totalverurteilung“ des Arztes führte. In der wohl überlegten Anlage des Buchkatalogs berücksichtigt Alfons Schweigert die Lebensstationen und fünf Rollen des Dr. Bernhard von Gudden: Konsens besteht danach heute im Hinblick auf seine Orientierung am wissenschaftlichen Fortschritt seiner Disziplin, seiner Gewissenhaftigkeit als Lehrer, Forscher und humaner Anstaltsleiter. Der Autor stellt auch Positiv- und Negativbewertungen gegenüber (Übersicht S. 28) und läßt auch zeitgenössische Kritiker wie Emil Kraepelin oder Oskar Panizza zu Wort kommen.

Journalismus

Der Berichterstatter wird zum Richter – aus „echter Existenzangst“.

Im Feuilleton ihrer Ausgabe vom 8. Mai 2014 führte die „ZEIT“ ein Gespräch mit Günter Grass. Darin erklärt der Fragesteller dem Dichter, von diesem listig provoziert, die existentielle Not des modernen Journalismus:

ZEIT: „Wir müssen aber zur Kenntnis nehmen, daß immer weniger Menschen Zeitungen kaufen und lesen. Zumindest der Printjournalismus wird zurzeit von einer echten Existenzangst umgetrieben. Als Reaktion darauf wird der Ton vielleicht rauer, aus Berichterstattern werden mitunter Richter, die eine starke Meinung äußern, um die ökonomische Schwäche zu kompensieren.“

Grass: „Das ist eine Erklärung, die ich akzeptiere“.

Umstritten bleibt von Guddens Gutachtertätigkeit und seine Verwicklung in die Entmündigung des bayerischen Königs: das sehr kurzfristig erstellte „Ärztliche Gutachten über den Geisteszustand S.M. König Ludwigs II. von Bayern“ vom 8. Juni 1886 trägt weitere Unterschriften von Dr. Friedrich Wilhelm Hagen (Erlangen), Dr. Max Hubrich (Werneck) und Dr. Hubert Grashey (Würzburg). Ihr Fazit: „Seelengestört, geisteskrank, leidet unter unheilbarer Paranoia und sei deshalb auf Dauer regierungsunfähig“ (Anhang, S. 196-207). In den Text flossen Auffälligkeiten im Verhalten Ludwigs II. ein, die Dr. Bernhard von Gudden seit 1874 registriert habe, weshalb Fachleute in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift 132, 2007 zu der Bewertung kommen, daß es sich beim Guddenschen Gutachten „nicht um eine Gefälligkeitsdiagnose aus Gründen der Staatsräson oder aus Willfährigkeit gegenüber etwaigen Wünschen der Minister“ (handelte), andererseits erwähnt der Autor auch die Zweifel

der Gutachter, als Ludwig II. auf Schloß Berg interniert war, wo er sich „relativ normal“ verhalten habe, „eben wie ein Kind, harmlos und liebenswürdig“ – „verlässliche Erkenntnisse“ so von Gudden an Ministerpräsident Johann Freiherr von Lutz in einem Telegramm vom 13. Juni 1886 – könnten erst aus einer Langzeitbeobachtung erbracht werden. Was kurz darauf zur Katastrophe beim Spaziergang am Starnberger See führte, erscheint in den Aussagen der drei Nervenärzte vor dem Landtag (Anhörungstermin vom 21. bis 26. Juni 1886) widersprüchlich: Trotz Zweifeln an der Schwere der Erkrankung und deren Unheilbarkeit bleiben Hagen, Hubrich und Crashey bei ihrer Unterschrift – aus Selbstschutz, zum Erhalt der fachlichen Reputation?

Aus der Distanz zum Gutachten und zu den Geschehnissen in Berg vor 128 Jahren zeugt es von Mut des Autors und Ausstellungskurators, an dieser Stelle einen Blick auf ärztliche Fehldiagnosen früher und heute zu werfen (Übersicht der Vorwürfe gegen von Gudden und fachliche Gegenargumente, S. 131-133), ergänzt durch Klärungsversuche in neun Thesen zum Tod des Nervenarztes. Enträtselt wird auch das Entstehen und Wiederauffinden der Totenmaske Dr. Bernhard von Guddens – und im Sinne der Chronistenpflicht werden auch Tod, Bestattung, letzte Ruhestätte und Nachrufe behandelt. Den „Phasen der Verteufelung“ dieses Mannes und der „Nachwirkung“ seiner Gutachtertätigkeit gelten die Schlußkapitel, abgerundet von Prof. Dr. Hans Fröstls (TU München) Würdigung von Guddens als Schrittmacher der modernen Psychiatrie.

Willi Eisele ■

BFW als Gegenstand der Forschung

Nikolai Wehrs, Protest der Professoren. Der „Bund Freiheit der Wissenschaft“ in den 1970er Jahren

Das Buch erschien Ende April 2014 im Wallstein-Verlag in der Reihe: Geschichte und Gegenwart, Band 9. 539 S., ISBN 978-3-83531-400-9, Euro 44,00. Es ist auch als E-Book erhältlich: ISBN/EAN: 978-3-83532-545-6, Euro 34,99.

Eine Rezension des Buches ist vorgesehen.

Im Wintersemester 2012/2013 hat Svea Koischwitz, 2010 Referentin beim BFW-Forum in St. Augustin, an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln ihre Promotion abgeschlossen. Das Thema Ihrer Doktorarbeit lautete:

**„Gegen Elfenbeinturm und Kaderschmiede“.
Der Bund Freiheit der Wissenschaft 1970–1976.**

Leibniz-Institut in Bamberg – „eine der größten sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtungen Deutschlands“

Große Worte bei der Eröffnung

Oberfranken hat sein erstes Leibniz-Institut: Bundesforschungsministerin Johanna Wanka (CDU) und Bayerns Kultusminister Ludwig Spaenle (CSU) eröffneten in Bamberg am 26. Mai 2014 das Leibniz-Institut für Bildungsverläufe (LifBi). Wanka sprach von einem «Forschungsansatz mit ungeahnten Möglichkeiten», Spaenle von einer «revolutionären Idee».

Das LifBi beobachtet den Lebensweg von 60 000 überwiegend jungen Deutschen über einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren. Die Forscher halten dabei viele Lebensgewohnheiten der Testpersonen fest – etwa in welche Sportvereine sie gehen, auf welche Schulen sie wechseln, ob sie Nachhilfe brauchen, welche Berufe und Studiengänge sie wählen. Sie wollen auf diese Weise herausfinden, wie Leben und Lernen miteinander verknüpft sind und wie Menschen bestimmte Fähigkeiten erlangen. «Warum wird ein Kind zum Schulabbrecher, ein anderes aber zum Mathe-Talent. Warum führt der eine Mensch ein glückliches Leben, der andere lebt einsam und unglücklich?», erläuterte LifBi-Leiter Hans-Günther Roßbach die Fragestellung.

Das Projekt wurde bereits vor fünf Jahren gestartet. Es wurde vom Bundesbildungsministerium finanziert und von der Universität Bamberg durchgeführt. Durch die Gründung eines eigenständigen Leibniz-Instituts an der Uni Bamberg sei die Finanzierung nun langfristig gesichert, sagte Wanka. Bund und Länder würden sich künftig die Kosten teilen. Es

handele sich um eine der größten sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtungen Deutschlands.

Teilnehmer der Studie sind Babys, Kindergartenkinder, Schüler, Studenten und Berufstätige. Einmal jährlich werden ihre Fähigkeiten getestet oder die Lebensgewohnheiten per Fragebogen erfasst. Befragt werden außerdem die Eltern, Lehrer und Schulleiter der Testpersonen. Dadurch kommt es zu 100 000 Befragungen jährlich. Aus den Daten erstellen die Bamberger Wissenschaftler das sogenannte «Nationale Bildungspanel» (NEPS) – Forscher auf der ganzen Welt können diese Datenbank für eigene Studien kostenlos nutzen.

«Bei Bildungsforschung denkt man zuerst an die Pisa-Studie», sagte Wanka. Die müsse es auch weiterhin geben. Aber Studien wie Pisa seien nur Momentaufnahmen der Kompetenzen eines bestimmten Jahrgangs. «Diese Momentaufnahmen geben keine Auskunft darüber, wie sich Bildungsbiografien entwickeln, unter welchen Bedingungen es zum Erwerb oder Verlust von Fähigkeiten kommt.» Das neue Leibniz-Institut – es ist das sechste in Bayern – untersuche erstmals Ursache und Wirkung «entlang des gesamten Lebenswegs.»

Spaenle gab sich überzeugt, die Bildungspolitik werde sich «dadurch nachhaltig verändern.» Es würden «viele Ideologien, Vorurteile und Einschätzungen bestätigt, aber wahrscheinlich wird noch viel mehr nicht bestätigt werden», sagte der Minister. «Es kommt die Stunde der Wahrheit.» Spaenle sagte, er freue sich darauf, «die eine oder andere bittere Erkenntnis aus den Bamberger Ergebnissen» politisch umsetzen zu dürfen.

Übernommen aus: *news4teachers.de*, 8. Juni 2014
News4teachers. Das Bildungsmagazin im Internet unter: www.news4teachers.de

Impressum

Herausgeber: Bund Freiheit der Wissenschaft e.V.
Redaktion: Dr. Winfried Holzapfel

Kontakt:

Bund Freiheit der Wissenschaft e.V.
Postfach 50 01 20, 22701 Hamburg
Telefon (040) 600 813 56
Telefax (040) 659 147 92

E-Mail: bund.freiheit.wissenschaft@t-online.de

Beitrags- und Spendenkonto:

Deutsche Bank AG, Bonn, BLZ 380 700 24 / Kto. 0233858
IBAN: DE473807002400233 85800
BIC: DEUTDE 33080

Zum Internetauftritt des Leibniz-Instituts für Bildungsverläufe: www.lifbi.de ■

Kleine Kostbarkeit

Edward Gibbon, Versuch über das Studium der Literatur. Übersetzt von Johann Joachim Eschenburg, Edition Wehrhahn 6, Wehrhahn Verlag Hannover, 2014, 110 S., ISBN 978-3-86525-372-9, Euro 12,00
Herausgegeben wurde der Band von Till Kinzel und André Reichard.

Internetauftritt:

www.bund-freiheit-der-wissenschaft.de